

Das Sonntagsblatt.

Nro. 117.

Sonntag den 26. März 1809.

Ueber das Reisen überhaupt, und ins- besondere über das Reisen durch Spanien.

(Aus de Laborde's Wegweiser).

Unter allen Neigungen, die seit den letzten dreyßig Jahren von der Mode begünstigt wurden, gibt es wohl keine vernünftigere, als die Lust zu reisen; man mag sie nun als ein Mittel betrachten, sich zu unterrichten, seine Gesundheit herzustellen, sich zu zerstreuen, oder auch die ehrgeizige Absicht haben, nützen und den Fortgang der Wissenschaften dadurch befördern zu wollen. Sonderbar ist es, daß ein Gebrauch, der so viele Vortheile und Annehmlichkeiten in sich vereinigt, bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts so wenig Eingang gefun-

den hat. Wenn man die Geschichte der Französischen Reisenden aus der früheren Zeit schreiben wollte, so würde man finden, daß die meisten davon Missionaire oder Pilgrimage, und die übrigen Kaufleute und Naturforscher waren. Kein Mann von gutem Ton, und nur wenige Gelehrte besuchten das Ausland. Die ersten, welche die Schweiz durchreisten, sprachen davon, wie von einem neu entdeckten Lande, sie selbst wurden bey ihrer Wiederkehr für Wunderthiere angesehen. Beynahe alle vor dieser Zeit herausgekommenen Reisebeschreibungen handeln bloß von der verschiedenen Gesetzgebung, von der Etikette der Höfe, und von diplomatischen Verhandlungen; sie sind in Hinsicht auf Künste, Naturschilderung, und auf astronomische und geologische Kenntnisse, so wie über alles, was in allgemeine und besondere Staatskunde einschlägt, durchaus zu verbessern und umzuändern. Verschiedene Umstände trugen dazu bey, den Geschmack am Reisen in der letzten Zeit allgemeiner zu machen. Der Amerikanische Krieg veranlaßte viele Franzosen, die Englischen Provinzen in Amerika zu bereisen, und machte sie begierig die Sprache und die Sitten dieses Landes kennen zu lernen. Die philosophischen Ideen, die

sich damahls entwickelten, und das über Hand nehmende Studium verschiedener Zweige der öffentlichen Verwaltung, richteten die Aufmerksamkeit auf England hin, dessen Geseze, Gebräuche und Verbesserungen aller Art man übertragen wollte. Auf der andern Seite stözte der Geschmack an den Künsten, der sich gegen das Ende der Regierung Ludwigs XV. in den Zirkeln der feinen Welt zu verbreiten anfang, die Lust ein, Italien und Griechenland kennen zu lernen, so wie die, seit dreyßig Jahren so herrschende, beschreibende Poesie die großen Schönheiten der Natur entwickelte, und ihren ganzen Werth fühlen lehrte. Eine Art von Zauber breitete sich damahls über die Denkmäler des Alterthums aus, über die neuern Werke der Kunst aus der Blüthenzeit ihrer Wiedergeburt, und über alle mahlerischen Gebirgsgegenden.

Wenn die neu entstandenen Ideen zum Reisen aufmunterten, so trugen die Reisen wieder dazu bey, diese Ideen zu vervollkommen; sie führten in die Umrisse der Gebäude, in die Kleidungen, Möbeln und Gemählde eine Reinheit des Styls, und eine Harmonie wieder ein, die seit langer Zeit verlohren gegangen waren;

sie erzeugten ferner in literarischen Werken eine Treue in Beschreibungen, die bis ins Kleinliche ging, aber immer interessant war; besonders aber lehrten diese vielfältigen Reisen auch bey anderen Gegenständen, als die Geseßkunde und die Sitten der Völker sind, überall das Wahre und Rechte aufsuchen, ohne sich durch Vorurtheile von Nationalstolz; oder unwissenden Dunkel blenden zu lassen. Man erfuhr dadurch, daß es kein Volk gibt, das nicht, durch besondere Verhältnisse begünstigt, irgend etwas weiter gebracht hat, als man es anderswo findet, obgleich dieß Volk vielleicht in allem Uebrigen den andern Völkern nachsteht. Daraus gieng mehr Unparteylichkeit in den Meinungen und Urtheilen hervor, und der gesellige Umgang wurde freyer und leichter.

Der Geschmack am Reisen war übrigens noch zu neu, um sich plöglich über alle interessanten Länder erstrecken zu können. Es entstand in dieser Hinsicht, so wie bey allen neueren Gebräuchen, eine durch Nachahmung sich bildende Gewohnheit, eine Art von Routine, der man folgen zu müssen glaubte. So zog sich in Europa unvermerkt eine Reiseroute, die alle Reisende maschinenmäßig einschlugen, je nach den verschiedenen Gründen, die sie

in's Ausland lockten. Die Kranken giengen nach Nizza, nach Montpellier, die unternehmendsten nach Pisa; die Naturforscher folgten der Spur des Herrn von Saussure, durchwanderten die Gletscher der Schweiz und bestiegen den Gipfel des Montblanc; die Kunstliebhaber durchstrichen Italien auf den Poststrassen, ohne zu bedenken, daß sie rechts und links und in dem Innern der Apenninen die schönsten Gegenden und die merkwürdigsten Denkmäler liegen ließen. Die Deconomen endlich glaubten außerhalb dem Vaterlande des bekannten Smith und Arthur Young nichts lernen zu können.

Daher kam es, daß man bald hundert beschreibende Werke über einige Länder hatte, und über die Länder, die nicht auf der üblichen Reiseroute lagen, kein einziges. Unter der Zahl der letztern befand sich lange Zeit auch Spanien, das man ganz auf der Seite ließ, weil es nicht am Wege lag, oder in andere Länder führte, und nicht zu dem gehörte, was die Engländer die große Reise (the grand tour) nennen, die zwey Jahre dauert, und bey ihnen eben so gut zur Erziehung der reichen Leute gehört, als die Rhetorik und die Philosophie.

Indessen muß man gestehen, daß kein Land in Europa für alle Classen von Reisenden so viele Vortheile vereinigte, als Spanien. Diejenigen, welche der Zustand ihrer Gesundheit außer Landes zu gehen nöthigt, hätten in einigen Provinzen dieses Reichs eine Temperatur der Luft gefunden, wie sie vielleicht sonst nirgends existirt. Ich zweifle, ob es noch eine Luft giebt, die so sanft und balsamisch wäre, als die man den Winter hindurch in der Ebene von Valenzia (Vega de Valenzia), in den Ebenen von Murcia, in den Gegenden um Sevilla, und in einigen Theilen von Estremadura einathmet. Im Fluß Bétis, heutzutage Guadalquivir, habe ich mich am zwanzigsten Februar gebadet. Spanien enthält mineralische Wässer in größerer Menge, und von besserer Qualität, als man sonst in ganz Europa findet. Der größte Theil derselben ist noch nicht chemisch untersucht worden, aber diejenigen, die man kennt, und deren man sich bedient, sind so wirksam, daß sie in Krankheiten helfen, wo die stärksten Mittel nicht immer anschlagen. Beynahe in allen Provinzen trifft man welche an, besonders aber in Andalusien. Die Früchte in Spanien sind an Güte und Geschmack unver-

gleichlich, und nirgends so mannigfach; ja man weiß von außerordentlichen Curen, die bloß durch den Saft des Zuckerrohrs und der Datteln bewirkt worden sind. Im Allgemeinen ist das Clima sehr gemäßiget, und der Sommer ist vielleicht dort nicht so heiß, als in gewissen, nördlichen Ländern. Mit Ausnahme des flachen Landes der beyden Kastilien und einiger Theile von Andalusien, ist das übrige Land, von Gebirgen umgeben oder an den Ufern des Meeres gelegen, und erhält Kühlung durch die Ost- und Nordwinde; auch herrschen hier keine bössartigen Winde, die in einigen andern Ländern einheimisch sind, und die übrigen Unnehmlichkeiten derselben ungenießbar machen, so wie die *cattiva aria*, die in der Gegend von Rom von *Radiceofani* an, auf dem Wege nach Neapel weht, woher die Calabrischen Fieber sich erzeugen, die den *Virgil* tödteten, *Calabripapuere*, und die noch heutzutage den Anwachs der Bevölkerung hemmen.

In keinem Lande werden die Naturforscher interessantere Gegenstände finden, als in Spanien. Drey Vierteltheile der Gebirge dieses Landes bestehen aus herrlichen Marmor und Alabafter-Sorten. Catalonien allein enthält 177 verschiedene Arten davon, ohne den *Jacpis* von *Tortosa* dazu zu rechnen. Der grüne und der fleischfarbige

Marmor haben einen solchen Glanz, und eine solche Weichheit, daß man sie den schönsten orientalischen Massen an die Seite stellen kann. Die Gold- und Silber- so wie die Zinnober- und Quecksilber-Minen bereichern noch jetzt mehrere Spanische Provinzen. Eine Flora und ein Herbarium dieses Königreichs sind Werke, die bis jetzt fehlen, und nirgends so vollständig werden könnten.

Reisende, welche sich für die Künste, für Spuren der Vorzeit, und Denkmäler des Alterthums interessiren, finden in Spanien die Ruinen von Saguntium, von Numantia, von Tarragona, von Merida, können den merkwürdigen Schauplatz der Feldzüge des Hannibals, der Scipionen und der unglücklichen Söhne des Pompejus durchwandern, dann bey der Quelle des Sertorius unter dem Schatten ehrwürdiger Cypressen ausruhen, und im Vaterlande des Trajans und Hadrians auf den Inschriften den Beynahmen des Gütigen lesen. Aber die Denkmäler, welche das Römische Volk mit verschwenderischer Hand in allen Theilen des Reichs aufstellte, sind nicht die einzigen, die Spanien aufzuweisen hat. Ein minder mächtiges, obgleich eben so berühmtes Volk, das weniger bekannt ist, als es zu seyn verdient, hat in diesem Lande

die einzigen Denkmäler hinterlassen, die von ihm vielleicht in der Welt existiren. Die Araber haben Jahrhunderte damit zugebracht, die Mauern von Granada und Cordua auszuschnücken, und sie mit einer Auswahl von Zierrathen zu bekleiden, die, an Grazie und Leichtigkeit der Ausführung, mit der Größe der Massen wetteifern. Während dies sinnliche Volk in den mittägigen Gegenden Spaniens, die Bäder und die innern Cabinette ihrer Serails auf diese Art verzierte, errichteten die Gothen in den nördlichen Provinzen düstere und ernste Denkmäler ihres Gottesdienstes; lange Reihen von Säulen unterstützten weite, zugespitzte Gewölbe, die nur durch schmale, bunte Scheiben erleuchtet waren; ungeheure eiserne Gitter, mit eingehauenen Zierrathen überladen, und marmorne Grabmäler, die lange Schatten auf ihre Inschriften werfen, zeigen uns eine andere Gattung von feyerlicheren und mehr geschichtlichen Monumenten; mit einem Wort die Zeit des Wiederauflebens der Künste, im Jahrhundert der Medicis, fiel gerade in die Regierung Karls des Fünften, und man kann leicht denken, daß Spanien, das in diesem Zeitraum das übrige Europa beherrschte, auch hierin nicht zurück blieb. Diejenigen Personen

endlich: die sich an der Kenntniß der Politik, der Geseze, und der Gebräuche vergnügen, finden in Spanien ein eigenthümliches Volk, dessen Charakter sich noch ganz rein erhalten hat, und eine jungfräuliche Erde, deren Urbestandtheile noch ihre volle Kraft besitzen. Die Hälfte dieses schönen Landes ist noch unangebaut, aber die andere Hälfte beweist, was es werden könnte. Alle Erzeugnisse des Bodens sind von besonderer Güte, das Getreide verliert dort bey'm Ausmahlen nur fünf vom Hundert, da es sonst überall funfzehn verliert. Die Oliven sind zweymahl so groß als die in der Provence, und würden ein eben so gutes Del geben, wenn man damit umzugehen wüßte. Die Weine von Malaga, Xeres, und Alicante sind hinlänglich bekannt. Die Schaafwolke wird noch lange Zeit die Bewunderung und die Eifersucht der benachbarten Nationen erregen. Nur in Spanien findet man Wälder von Palmenbäumen, ohne vorher eine Wüste durchirren zu müssen, und Pflanzungen von Zuckerrohr, ohne Spuren von Slaverey anzutreffen. In Absicht der bürgerlichen Einrichtung, und der Schritte zu ihrer Vervollkommnung bleibt noch viel zu wünschen übrig. Die Hauptursachen, die bis

jetzt die Reisenden abgehalten haben, sind die zahllosen Unannehmlichkeiten, die man auf einer Reise durch dieß Land auszustehen hat. Straßen findet man nur selten, die Wirthshäuser sind schlecht, und die verschiedenen Arten des Fuhrwerks langsam, theuer, und unbequem. Wenn man diesen drey Hindernissen abhülfe, so würde kein Land so mannigfaltige lockende Reize anbieten. Auf dem Wege dahin, würde man die schönsten Provinzen Frankreichs durchreisen; auf der einen Seite folgte man den Ufern der Loire, auf der andern denen der Rhone; auf bequemen und sichern Wegen bestieg man die Pyrenäen, ohne die verheerenden Schneelavinen des Mont-Cenis, oder die austretenden Flüsse Piemonts zu befürchten zu haben. Diejenigen, welche Kränklichkeit nach Barrega führt, hätten nur einige Meilen zu machen, um auf der andern Seite der Pyrenäen den mildesten Winter anzutreffen. Aber damit alles dieß möglich sey, muß das Reisen zuvor erleichtert werden.

Etwas über Volksschriftsteller.

Es geht mit dem Ausdruck Volksschriftsteller, wie mit vielen Worten, die jeder im Munde führt, ohne sich eben einen klaren Begriff davon zu machen. Besonders ist diese Benennung in neuern Zeiten, wo viele mit einem unbestimmten Bildungstrieb geplagt sind, zu einem Schleichweg geworden, auf dem sich Manche in den Deutschen Parnass hineinzuschwärzen glauben. Wer sich den gebildeteren feineren Ständen nicht als Schriftsteller zu zeigen wagt, der nimmt den Namen eines Volksdichters an, und hält sich dann für berechtigt seinen Nozinante gehen und stolpern zu lassen, wie er Lust hat. Diejenigen welche in Prosa das Volk zu erbauen, zu belehren oder zu belustigen versuchen, glauben ein noch leichteres Spiel zu haben, und geben unverdaute, schiefe Begriffe, und die abgeschmacktesten Trivialitäten ohne Bedenken dem Publikum zum Besten. Es ist daher nicht überflüssig zu untersuchen, was eigentlich den Volksschriftsteller ausmacht, was ihn von andern Schriftstellern unterscheidet, und was wir in diesem Fach bereits aufzuweisen, und als Muster aufzustellen haben.

Wir müssen vorher diejenigen Schriften, worin gewisse Wahrheiten faßlich vorgetragen werden sollen, von solchen unterscheiden, worin man, ohne besonderen Zweck und Gegenstand, überhaupt auf den Geist und moralischen Sinn einer Nation wirken will.

Die ersteren Schriften erfordern nur, daß diese Wahrheiten wirklich erwiesen und gemeinlich sind, und daß der Verfasser, ganz mit ihnen bekannt, sie auf die faßlichste und überzeugendste Art darstelle.

Die letzteren haben nicht die Absicht zu unterrichten, wirken aber durch ihre Trefflichkeit desto kräftiger auf die allgemeine Bildung. Die wahren Volksdichter, vertraut mit dem Nationalgeist und mit der Cultur ihrer Zeitgenossen, aber selbst auf einer höheren Stufe stehend, knüpfen das Fremde an Bekanntes, das Bessere an die Gegenwart, und das Schöne an das Sinnlichlebendige, und so mit dem Feuer des Genie's das Herz des Volks ergreifend, führen sie es weiter dem Ziele entgegen, das jede selbstständige Nation zu erreichen bestimmt ist.

In diesem Sinne war Homer Jahrhunderte hindurch für die Griechen Volksdichter, und Jung und Alt, Groß und Klein las und sang sein herrliches Gedicht, als das Buch der Bücher. Dieß konnte es aber nur für die

zartfühlenden, scharffsinnigen Griechen seyn, bey denen keine Feinheit, kein gewichtiges Wort verlohren ging, und die in ihrem Lieblingsdichter ihre eigenen Ansichten, ja sich selbst, nur größer und verschönert, wieder fanden.

Gewissermaßen könnte man auch den Don Quijote des Cervantes ein Volksgedicht heißen, indem es die poetische und die prosaische Seite des Lebens, im ächten Nationalgeist der Spanier, so lebendig schildert, daß Don Quijote, und Sancho Pansa und das Meiste, was sie sagen, zum Sprichwort geworden ist, und es wohl nur wenige Spanier geben wird, die dieses herrliche Buch nicht verstehen, und mit Entzücken lesen.

Ob wir gleich zwey der größten Dichter als Volksdichter aufgestellt haben, so kann man darum nicht die Universalität, für das charakteristische Kennzeichen eines großen Dichters ausgeben. Jeder in sich versenkte, ungemessene Geist, der mehr nach dem Großen und Außerordentlichen, als nach dem Schönen gerichtet ist, wird nur von Wenigen geschätzt und verstanden. Sophocles und Aeschylus waren weniger bey den Atheniensen beliebt, als der wohlredende und beynabe theatralische Euripides. Shakespeare, der den Englischen Volks-

wis so unvergleichlich darstellt, ist doch selbst hierin dem Hansen immer unverständlich, denn sein Wis ist so überschwenglich, und so raffinirt, daß er für die Meisten ein Räthsel bleibt. Die Französische und die Deutsche Nation haben beyde keinen eigentlichen Volksdichter aufzuweisen, sondern nur einzelne Lieder und Gedichte, die auf das Volk übergegangen sind. Man möchte als Grund davon angeben, daß im Französischen Schriftsteller der esprit und im Deutschen der Verstand das Herrschende ist, beyde aber, als Werke des Studiums, nur von ähnlich Gebildeten aufgefaßt werden können. So hat z. B. der originelle M u s e u s in seinen Volksmärchen so viele gelehrte Anspielungen, und polemische Seitenhiebe angebracht, daß man die damalige Literatur kennen muß, um ihn ganz zu genießen.

Bey den heutigen Autoren, die das Schild eines Volkschriftstellers aushängen, stößt man auf seltsame Mittel, wie sie ihren sauern Wein an den Mann zu bringen versuchen. So ist es ein thörichter Wahn, wenn ein Autor meynet, er werde zum Volkschriftsteller, wenn er in der Sprache des Pöbels schreibt. Denn außer dem, daß der Pöbel nicht das Volk ist, so geht selbst das Eigenthümliche dieser Sprache, indem

man sie nachahmen will, verlohren, und der lebendige Volksgeist verraucht über dem fruchtlosen Bemühen, ihn in Worte und Phrasen einzuferkern. Noch alberner und vermessener ist es, die gemeinsten Ansichten und Urtheile, mit hanzwurstischer Späßhaftigkeit verbrämt, dem Publikum für eine Volksschrift aufzuhängen, denn wer selbst, dem Geist nach, zum Pöbel gehört, sollte auch nicht zum Pöbel reden dürfen. Es ist merkwürdig, daß nicht sowohl Leute aus den niedern Ständen, deren Gefühl sie richtiger leitet, an solchen Schriften Behagen finden, als Menschen von verderbtem Geschmack, aus den höheren Classen, denen das Schlechtere gefällt, bloß weil es außer ihrem gewöhnlichen Kreise liegt.

Es ist die Eigenheit einer ächten Volksschrift, sey sie prosaisch oder poetisch, das reit Menschliche aufzustellen, was überall und zu allen Zeiten gilt, unbekümmert um die Verhältnisse des Augenblicks, frey vom Partengeist, und alle Gegenstände, ohne Rücksicht auf strittige Systeme, nur aus dem Gesichtspuncte des moralischen Sinnes, und der heitern Vernunft betrachtend. Daher müssen in Schriften, die das Volk ansprechen sollen, nur allgemein gültige, auf dem innern Sinn beruhende Ur-

theile vorkommen, und alle Polemik daraus verbannt seyn. Es ist lächerlich und schädlich zugleich, Personen, Schriften oder Sachen vor einem Publikum anzugreifen, das dem größern Theil nach ungebildet, und also incompetent Richter ist. Heißt, das nicht eben so viel, als den Blinden über Farben urtheilen zu lassen, oder den Lahmen zum Tanzmeister machen zu wollen? Auf der andern Seite ist jede Possenreißerey, die blos den großen Haufen mit Alltagsgeschichtchen und schaalten Späßen belustigen will, dem edlern Zweck, den jeder Schriftsteller vor Augen haben soll, gänzlich zuwider. Der Haufe des Volks ist ohnehin, besonders in der modernen Welt, bey der Unbedeutendheit der meisten Berufsgeschäfte, der Gedankenlosigkeit nur zu sehr ergeben, und es fehlte noch, daß Schriftsteller sich bemüheten, den Verstand, anstatt ihn zu wecken, durch Kinderpossen in den Schlaf zu wiegen. Es kann hier nicht die Absicht seyn, gegen den guten Spas und den Wis aufzutreten zu wollen, aber beyde sind Waffen, die nur eine verständige Hand unschädlich zu führen vermag, weshalb sie eigentlich im Kreise der feineren Welt, als geistige Arzneyen, zu Hause sind; der rohe

Spaß aber verwundet bloß, ohne den Wig, als Heilmittel, mit sich zu führen.

Schon aus diesen Beschränkungen, denen der Volkschriftsteller, seiner Bestimmung nach, sich unterwerfen muß, ergibt es sich, welch ein reiner Geist, und welch ein gediegener Verstand dazu erfordert wird, um das Volk auf eine würdige Art durch Schriften anreden und bilden zu wollen. In dieser Hinsicht können wir nur des bekannten Volksromans von Pestalozzi, Lienhard und Gertrud, rühmliche Erwähnung thun. Alle Fehler dieses Buches machen dem Herzen des Verfassers die größte Ehre, denn sein tiefes, heißes Gefühl für die Leiden der niedern Stände reißt ihn aus dem Reich der Dichtung in das wirkliche Leben zurück, und verleitet ihn, in ein für den Leser mühsames Detail einzugehen, worüber der allgemeinere Gesichtspunct leicht aus den Augen verlohren wird. Möchte dieser edle Schriftsteller in seinem würdigen Alter uns noch eine Schrift hinterlassen, die, mit ruhiger Heiterkeit, in der Schilderung des häuslichen Lebens, diejenigen Gefühle und Grundsätze innig und glühend darstellte, welche allein dem Armen Trost, dem Reichen Zufriedenheit, und dem Großen Wohlwollen einzustößen im Stan-

de sind. Dieß wäre das wahre Volksbuch, ein
Segen für die Nation; und der schönste Lor-
beer, der je die Schläfe eines Dichters bekränzt
hätte.

Ciceros sämtliche Briefe,

überfetzt und erläutert

von

C. M. Wieland.

Wir glauben das theils zerstreute, theils zu sehr mit dem Zeitinteresse beschäftigte Publikum, aus mehr als einem Grunde, ganz besonders auf die Erscheinung dieser so merkwürdigen Briefe aufmerksam machen zu müssen. Wenn es zu jeder Zeit sinnigen, denkenden Menschen heilsam ist, aus dem verwirrenden Gedränge des Lebens sich in die heitere Gedankenwelt der Vorzeit zu versetzen, so wird es bey so unruhigen und gefährlichen Zeiten, als die gegenwärtigen sind, zum dringenden Bedürfnis, das Auge von der Verwirrung des Augenblicks und dem Kampfe der Parteyen hinweg, zu den vergangenen, durch große Köpfe dargestellten Weltbegebenheiten zu wenden, um dort den Gesichtspunct zu erweitern, den Geist zu schärfen, und durch allgemeine Ansichten und

bleibende Wahrheiten die Kräfte der Seele höher zu stimmen.

In dieser Hinsicht erhalten die Briefe des Cicero durch den gegenwärtigen Augenblick ein doppeltes Interesse. Sie begreifen die wichtigste Epoche in der Römischen Geschichte, wo die damalige Welt auf dem Spiele stand; und Cicero, der beredteste und geistreichste unter den Schriftstellern, schildert hier die darin vorkommenden Hauptpersonen als Augenzeuge und selbst Mitspieler in diesem großen Drama, dessen Begebenheiten hier nicht historisch entwickelt werden, sondern, wie im Leben, sich allmählig aus einander entfalten.

Was die Uebersetzung selbst betrifft, so wäre es überflüssig und anmaßend, sie loben zu wollen. Vielleicht beschuldigen sie Einige, durch neuere Uebersetzer verführt, einer nicht ganz wörtlichen Treue. Wenn es aber wahr ist, daß der Geist und die Eigenthümlichkeit eines Autors ihn eigentlich ausmachen, und daß es mehr darauf ankommt, einen alten Schriftsteller so zu übersetzen, wie er in den heutigen Tagen und in unserer Sprache würde geschrieben haben: so ergibt sich leicht, daß wörtliche Treue

ein Verrath an dem Autor ist, den wir nicht als Skelett nachgezeichnet, sondern mit Fleisch und Blut, und verjüngt vor uns sehen wollen. Daher freuen wir uns den feinen, gewandten, und witzigen Staatsmann und Redner, aus dessen Munde Honig fließt, in jeder Zeile dieser wahrhaften Uebersetzung acht und lebendig wieder zu finden; so wie auch die hinzugefügten sehr interessanten Erläuterungen, und das voran gesetzte Leben des Cicero in einem dem Alterthume verwandten, klassischen Geiste geschrieben sind.

Wir können uns nicht enthalten, statt jeder anderen Empfehlung dieser anziehenden, und lehrreichen Lectüre, eine Stelle aus der Vorrede herauszuheben, in welcher Wieland selbst die Gründe entwickelt, weshalb die Briefe des Cicero, vor allen seinen übrigen Schriften, ein besonderes Interesse, zumal in gegenwärtiger Zeit, bey Lesern aller Classen erregen sollten.

„Wenn unter dem ganzen Nachlaß des gelehrten Römischen Alterthums den Schriften Cicero's, im Ganzen genommen, unstreitig die erste Stelle gebührt, so wird es dem Uebersetzer der Sammlung seiner sämtlichen auf uns gekommenen Briefe wenigstens zu verzeihen seyn,

wenn er sich zu behaupten getraut, daß diese Briefe

An verschiedene mehr oder weniger bedeutende Männer seiner Zeit und einige vertrautere Freunde (gewöhnlich *Epistolae ad familiares* oder *diversos* genannt) in 16 Büchern,

die 16 Bücher an L. Pomponius Atticus,

die Briefe an seinen Bruder Quintus Cicero in 3 Büchern,

und der im letzten Jahre seines Lebens mit M. Brutus geführte Briefwechsel

für Leser aller Classen, zumahl in der Zeit worin wir leben, nicht nur der anziehendste und unterhaltendste, sondern in mehrern Rücksichten sogar der gemeinnützlichste Theil seiner Schriften sind. Die Gründe dieser Behauptung in ihr volles Licht zu setzen, erlauben die Grenzen einer Vorrede nicht; es mag genug seyn die hauptsächlichsten nur mit wenigen Strichen anzudeuten."

„Der Zeitraum von ungefähr fünf und zwanzig Jahren, welchen diese Briefe umfassen, nemlich vom Jahr der Stadt 685 bis 710, in so fern er die Geschichte der letzten Lebensjahre der größten und ausserordentlichsten aller

Republiken, und der nächsten Ursachen ihres Untergangs enthält, ist ohne Zweifel das wichtigste, und (wenn die Welt über ihr höchstes Interesse Belehrung annehmen wollte) das lehrreichste Stück der ganzen Römischen Geschichte. Der Schauplatz, auf welchem diese furchtbare Welttragödie gespielt wurde, erreichte gerade in dieser Zeit seine weiteste Ausdehnung und eine statistische Größe, die kein anderer Staat vor und nach dem Römischen je zu erreichen vermögend war, eine Größe, die es der Republik, ihrer wesentlich fehlerhaften innern und äußern Organisation wegen, schlechterdings unmöglich machte, ein so ungeheures Ganzes noch länger zusammenzuhalten. Vier so große Männer — wie sie nur in Rom, und nur in dieser Zeit werden konnten — hatten sich noch niemahls beisammen gefunden als Pompejus und Cäsar, Cicero und Cato; nie hatte man so große Kräfte, in einem so hartnäckigen Kampf um Freiheit oder Slavery auf der einen, um Alleinbeherrschung der Welt oder Tod, auf der andern Seite, mit einander ringen sehen. Nie hatte sich noch so auffallend zu Tage gelegt, wie wenig die größten Talente, mit Rechtschaffenheit, Mäßigung und Hu-

manität verbunden, gegen grenzenlose Herrschaft, welcher alle Mittel zu ihrem Zweck zu gelangen gleichgültig sind, auszurichten vermögen. Nie hatte sich augenscheinlicher bewährt, daß die erstaunlichsten Weltveränderungen sich zwar aus dem vorhergehenden und gegenwärtigen Zustand der Dinge, aus dem Charakter der handelnden Personen, aus ihren Lagen, Verhältnissen und Leidenschaften, kurz, aus der immer individuellen Wirkung und Gegenwirkung aller dieser noch so sehr verwickelten Ursachen, so natürlich und begreiflich entwickeln, als ob die Götter und das Schickal bloß müßige Zuschauer dabey abgäben: und gleichwohl der Berwegenste und Kuchlofeste so offenbar von den unsichtbaren Mächten unterstützt zu werden scheint, daß man sich nothgedrungen fühlt, in allem diesem den verborgenen Plan einer über die menschlichen Dinge waltenden höchsten Macht zu erkennen, von welcher der begünstigt scheinende Liebling des Glücks unwissender Weise das bloße Werkzeug ist.“

„Bedarf es eines weitem Beweises, wie interessant, schon aus diesem geschichtlichen und weltbürgerlichen Gesichtspunct, Briefe in einem solchen Zeitpunkt

und von einem solchen Manne geschrieben, der nicht nur beständiger Augenzeuge des großen Schauspiels, sondern selbst eine der bedeutendsten handelnden Personen war, für uns spätere Leser seyn müssen, welche, bey aller ihrer Unparteylichkeit, so viele Ursachen haben, jenes Terenzische,

Ich bin ein Mensch, nichts menschlichs ist mir fremd,

täglich auf sich selbst anzuwenden?"

„Alles Vergangene kommt, wie es scheint, in einer Art von Kreislauf der Zeiten, in mehr oder minder veränderter Gestalt wieder. Die alte Geschichte ist eine Art von Orakel zur Belehrung und Warnung derjenigen, deren Geschichte in tausend Jahren die alte seyn wird, nur Schade, daß diese prophetische Stimme das Schicksal der Weissagungen der Trojanischen Cassandra hat: man versteht sie nicht, weil man sie nicht verstehen will; man glaubt ihr nicht, weil man keine Lust hat ihr zu gehorchen.“

„Nichts kann für Leser von hellem Kopfe unterhaltender seyn, als aus dem hohem Standpunct, worauf uns achtzehn verstoffene Jahrhunderte gestellt haben, das ganze Spiel derjenigen zu überschauen, die einst in der Ge-

genwart dessen, was für uns Vergangenheit ist, wie in einem großen unsichtbaren Netze befangen waren: zu sehen, wie oft sie mit den schärffsten Augen bloß deswegen falsch sahen, weil die Gegenstände ihnen zu nahe waren, oder weil das Große, worauf ihr Blick unverwandt hätte geheftet seyn sollen, durch kleine sie umgebende Dinge verdeckt; oder durch krumme Pfade aus ihren Augen gerückt wurde. Wie oft, wenn man sie verlegen und ängstlich nach dem rechten Weg oder dem sichersten Ausweg hin und her rennen sieht, möchte man ihnen von oben herab zurufen: Hieher! Hieher! — Wie oft, wenn sie im Drang unzählbar auf sie zustürmender Menschen, Feinde und Freunde nicht unterscheiden können, oder mit größter vermeinter Behutsamkeit sich auf einen Menschen verlassen, der ihr Vertrauen täuschen wird, möchte man ihnen zuflüstern: du irrst dich, du sehest eine Schlange in deinen Busen! Ein sinniger Leser, der diese Briefe nicht bloß zum Zeitvertreib durchblättert, wird tausend Bemerkungen dieser Art zu machen Anlaß finden; und er würde nicht selten in Versuchung kommen, Männer von größtem Geiste, die in den größten Verhältnissen und Geschäften grau wurden, einer unbegreiflichen Schwach-

barmherzig verunstaltete? Die Zweige, die sonst voll Saft, mit Blättern und Blüten prangend, die Krone des Stammes zierten, sind jest, zu dürrn Reifern herabgewürdigt, an das untere Ende des Stieles gebunden, um — traurige Bestimmung! — alles rein zu kehren, während sie selbst immerwährend schmutzig sind. Keine Spur ihrer ehemahligen Schönheit ist übrig geblieben, und selbst die Jahrbücher der Geschichte schweigen von dem einst so süppig blühenden Baume. O Besenstiel, welch ein armseliges Ding bist du geworden! Nur wenige Tage wird eine angerauchte Magd sich deiner bedienen, bis du, abgenutzt zu einẽ Stummel, zur Thür hinaus oder in den Ofen hineingeworfen seyn wirst!

Wenn ich dich so ansehe, dann werde ich gereizt zur großen Frage: Was ist der Mensch? — Und voll Dehmuth rufe ich aus: ein Besenstiel! —

In Fülle und Kraft, fähig immer hinauf höher zu streben, geschmückt mit den Locken der Jugend, die gleichsam das Laub sind dieses vernünftigen Baumes, setzt die Natur den Menschen in die Welt, und er gedeiht zur Freude der Geister, bis Unverstand und Unmäßigkeit mit schneidenden Instrumenten seine Nester her-

unter hauen, und der dürre Stamm, kahl und von seinen Wurzeln getrennt, auf die Erde fällt. Und wie an den Besenstiel fremde Nester gebunden werden, so setzt der Mensch eine Perücke von falschen Haaren auf sein kahles Ende, und dankt Gott, wann er noch die Augen einer Küchennagd auf sich zieht!

O Mensch mit der großen gepuderten Perücke, der du dich prahlst, Ordnung und Keilichkeit im großen Pallaste der Welt zu erhalten, bist du mehr als ein Besenstiel, der Stolz ist auf den Raub von Birken, die seine Krone nicht erzeugt hat, und die bedeckt sind mit Staub, der immer Staub bleibt, wäre er auch der Kehricht aus dem Puzzimmer der schönsten Prinzessin. Darum denke an den Besenstiel, wenn dich die Eitelkeit anwandelt. Siehe! Wie an dem Besen das Oberste zu unterst gekehrt ist, so bist auch du ein verkehrtes Geschöpf; dessen Seele von niedrigen Neigungen regiert wird, und das seinen eigenen Kopf mit Füßen in den Staub tritt. Erkenne mit Bescheidenheit dein Loos an, in der Hand höherer Wesen ein Instrument zu seyn, den Schmutz der Welt fortzuschaffen. Erdreuste dich nicht, alles zu meistern, alles besser zu wissen und besser zu machen, und allem Jammer abzuhelfen!

Bilde dir nicht ein, du kehrest den Unflath weg, wann du ihn nur weiter trittst! Und wenn du am Ende deiner Tage, wie der Bruder Besen, ein Sklave der Weiber wirst, so klage das Schicksal nicht an, das dich über lang oder kurz zum Hause hinaus, oder in den Ofen wirst, damit du deinen Nachkommen und Verwandten noch zur Erwärmung dienen mögest.

Darum o Mensch, denke oft an den Besenstiel!